

Laibacher Wochenblatt.

Zum Nutzen und Vergnügen.

Als Zugabe zur Edel von Kleinmeyerschen Laibacher Zeitung

Warum sind die Bräute in neuern Zeiten bey den Deutschen wohlfeiler geworden?
Eine historische Untersuchung.

Fortsetzung.

Wir haben im vorigen Blatte versprochen, nur kurz und ernsthaft die wahrscheinlichsten Ursachen hervorzu suchen, welche in dem Mittelalter die Einführung des weiblichen Brautschages zur Folge hatten. Als der Deutsche noch begünstigt mit dem Erzeugnisse des vaterländischen Bodens sein Glück allein auf die Früchte seines Fleißes, auf den Ruhm seiner Tapferkeit, und auf die Tugend und Schönheit des Weibes als den einzig wünschenswürdigen Zweck ihres Besitzes an, und erkannte auch eben so keinen andern Zweck seines erworbenen Eigenthums als die Existenz des schwächern Geschlechtes, das die Natur nicht zur Selbstständigkeit, nur zur gefälligen Hülfe geschaffen, zu sichern, und die Pflicht des Mannes, zu sichern, und die Erfüllung des Vaters zu erfüllen. Als aber durch den Einfluß anderer Nationen, durch die allmähliche Annäherung zum Luxus die Bedürfnisse der Deutschen wuchsen, als uns die Erzeugnisse anderer Nationen theils unentbehrlich zu scheinen anfingen, theils auch bey der veränderten Lebensweise wirklich unentbehrlich wurden, kurz, als man Städte anlegte, und auf den Handel verfiel, da sieng man

auch an, die Bräute zu erhandeln. Der Handelsgeist ist also die erste Quelle der Einführung des weiblichen Brautschages. Ein Kaufmann braucht Geld zu seinem Gewerbe, und es ist nichts natürlicher, als daß er sich bemühet, etwas zu erheirathen, wenn er selbst nicht viel hat.

Nachdem unter Kaiser Heinrich dem Vogler im zehnten Jahrhundert die Städte mit dem Ausschusse aus dem Landadel den Freygebornen und Freygelassenen besetzt waren, so gab es darunter viele, welche nicht sehr bemittelt waren, und daher zu besserem Betrieb ihrer Gewerbe sich um reiche Weiber bemühten. Es ist natürlich, daß daher die Altern in den Städten, welche ihre Töchter wohl anbringen wollten, sich gefallen lassen mußten, sie besser auszustatten, und ihnen gar einen Brautschatz von ihren bürgerlichen Mitteln, worüber sie freye Disposition hatten, mitzugeben. Altern von geringerm Stande aber glänzenderm Vermögen suchten sich durch die ansehnliche Mitgift ansehnliche Freyer für ihre Töchter zu verschaffen, und wir finden also die zweyte Ursache der Einführung des weiblichen Brautschages — Rangsucht und Eitelkeit. — Aber durch diese beyden Umstände wäre die Mode des Brautschages vielleicht doch noch nicht allgemein geworden. Wenn auch gewinnstüchtige Freyer sich von den Altern der Braut eine Mitgift ausbedungen, und eitle Altern ihren Töchtern ansehnliche Freyer für baarres Geld erkaufte, so scheint es doch, daß man

sich damals noch geschämt habe einen weiblichen Brautschlag durch Ehepakten zu bedingen. Bis zum 12ten Jahrhundert, wo erst der Handel der deutschen Städte beträchtlich zu werden anfing, findet man noch gar keine Spur von derley Eheverträgen, und noch länger hernach war es auch bey dem Herrenstande und selbst bey dem Landadel eine ganz unerhörte Sache, daß man einen ordentlichen Brautschlag bey der Braut bestimmet ausbedang. Wer weiß, ob auch nicht die alte Gewohnheit den Platz behalten hätte, wosern nicht andere Ursachen dieser neuen Mode zu Hülfe gekommen wären.

Das Bürgerrecht in den Eheverträgen erhielt der wirkliche Brautschlag erst durch die Kreuzzüge. Wir wissen, was diese heiligen Kriege, diese unermessnen Heerzüge für eine grausame Verwüstung des männlichen Geschlechts in Europa, und besonders in Deutschland angerichtet haben. In dem Kreuzzuge des Jahres 1095 wurden allein über 12000 Deutsche gezählet, wovon sehr wenige ihr Vaterland wieder sahen. In dem folgenden Jahre lief fast alles mit gegen die Türken zu Felde. Bauern und Adelige, Könige, Fürsten und Herren zogen so häufig mit, daß wie Dodechenus sagt, die Länder von Regenten, die Städte, Flecken und Dörfer von Bewohner, und sogar die Klöster von Mönchen entblößt waren. Nur wenige kamen wieder zurück. Ritter und Adelige suchten sich reiche und ansehnliche Weiber, um bey den zerrütteten Zeiten des Fausrechts ihre Macht mehr zu vergrößern, die Armen giengen ins Kloster, wohin sie die indessen erledigten reichen Präbenden um so mehr anlockten, und so wurde die Zahl der heirathenden Männer noch geringer. Dieß war der traurige Zeitpunkt, da nach dem Ausspruch des Bernardus sieben Weiber kaum einen Mann erlangen konnten. Dieser beklagenswürdige Zustand des weiblichen Geschlechtes konnte also die ungebührliche neue Mode des weiblichen Brautschlages leicht gemeiner machen. Wie manches schöne Fräulein fand damals keinen Gespons, und da der wenige Vorrath von Männern unter der soweit überlegenen Zahl der Weiber die Wahl hatte, so fiel sie vorzüglich auf die angesehensten, und bemitteltesten; die übrigen mußten sich zu einer ewigen Jungfrauschafft bequemen.

In dieser überzahl ist auch das schöne Geschlecht bis heut zu Tage geblieben; allein es wirken dennoch heut zu Tage noch ganz andere Ursachen mit, daß der weibliche Brautschlag so sehr gesucht, und nur gar zu oft als das sine qua non der Ehe angesehen wird. Wollten wir uns aber in die Auseinandersetzung dieser zusammenwirkenden Umstände einlassen, so indöchten wir leicht aus dem Gleise der historischen Untersuchung her austreten, und uns dann erst jener boshafsten Absicht vollends selbst beschuldigen, deren wir uns schon im Eingange des Aufsatzes wie wohl mit Unrecht verdächtig machten. Wir sagten, was damals die Bräute ohne Brautschlag waren; die Leser mögen es sich nun selbst sagen, wie jetzt die Bräute mit Brautschlag mit jenen übereinstimmen. Gewiß ist es, daß der weibliche Brautschlag desto mehr geschätzt wird, je weniger man die Ehe schätzt.

Eine Hypothese

über die

Verbreitung des gelben Fiebers.

Verschiedene Ärzte in England, deren Ausspruch alle Aufmerksamkeit, und Prüfung verdient, haben schon zur Zeit als das gelbe Fieber in Nordamerika herrschte, behauptet, daß diese gefährlichste aller ansteckenden Krankheiten durch äußerst kleine, dem Auge kaum bemerkbare giftige Insekten übergehe, und daß folglich diese Insekten das in der Luft befindliche Miasma (Giftstoff) seyen. Wir können uns hier nicht in die Untersuchung der Natur des gelben Fiebers einlassen, um daraus ein Resultat über die Unwahrscheinlichkeit, oder Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese zu ziehen, wir wollen aber nur kurz einige Angaben der Naturforscher über die dem Auge unsichtbaren Insekten verühen, und es dann dem heurtheilungsfähigen Leser selbst zu bestimmen überlassen, in wie weit von diesen ältern Beobachtungen eine Anwendung auf das gelbe Fieber gemacht werden könnte.

Durch dem fleißigen Gebrauch des Mikroskops hat man schon vor längerer Zeit entdeckt, daß die Krätze nur von einer Menge unsichtbarer Würmer oder Thierchen entstehe, die sich in der Haut und dem wässerigen Ausschlage derselben

befinden, und also auch das wahrscheinlichste und ganz unzweifelhafte Mittel der Verbreitung dieser an sich nicht durch vergiftete Dünste ansteckenden Krankheit seyen.

Diese Insekten, die in den kräftigen Theilen des Körpers unzählbar stecken, sehen, wenn man sie von der Krätze heraus drückt, wie kleine weiße Kügelchen aus, die kaum zu merken sind. Sie haben aber, wenn man sie unter das Vergrößerungsglas bringt, die Gestalt wie eine Schildkröte, weiß an der Farbe, und an dem Rücken etwas schwärzlichtes. Sie haben 6 Füße, 2 kleine länglichte Hörner, und einen schwarzen, spizigen Kopf, durch welchen sie sich tiefer in die Haut hineinarbeiten können, und durch dieß Nagen das Jucken und Brennen verursachen, auch dadurch die Pusteln, oder viele wässerige Bläschen auf der Haut hervorbringen.

Da man ferner durch Versuche gesehen, daß sich diese Thierchen an alles anhängen, zunächst an Kleidungsstücke, Hemder, Handschuhe, so hat man es sich daraus leicht erklärt, warum die Krätze so leicht zu erben sey. Eben durch diese mikroskopischen Beobachtungen hat man gefunden, daß das Zahneß und die Zerkrenung der Zähne nicht so oft von einem großen Wurme, sondern öfters noch von einer Menge unsichtbarer Würmer oder Thierchen entstehe, die sich in dem Schleime zwischen den Zähnen aufhalten, und auch von verschiedener Größe und Figur sind. Einige sehen wie Nale aus, andere sind fast rund, und so klein, daß eine Million derselben kaum der Größe eines Haberföhrchens gleich kommen. *) Bringt man diese Insekten

*) Noch erstaunungswürdiger sind die Versuche die Lbwenhoek und andere mit den Saamenthierchen angestellt haben. Vater versichert, daß wenn man zur Sommerzeit, da die Frösche laichen, die Testikeln eines männlichen Frosches öffnet, und etwas von der Feuchtigkeit des Saamens vor das Mikroskop bringt, man sodann eine unzählige Menge von lebendigen Thierchen darin erblickt, welche kaum den tausendsten Theil der Dicke eines Menschenhaares ausmachen, und daß folglich eine Million nicht ganz einem Sandföhrlein gleichkommen. Nösel hat in seiner Geschichte der Frösche solche Saamenthierchen abgebildet. Dieß nähmliche ist bey dem Saa-

men ein wenig Wasser vermischt vor das Mikroskop, so sieht man sie in der Masse sich mit vieler Geschwindigkeit vor und rückwärts bewegen.

Daß nun diese Schleimthierchen von jeuen bey der Krätze ganz verschiedener Natur seyen, indem die ersten so viel man weiß, nicht von einem Körper in den andern übergehen, braucht wohl nicht erinnert zu werden. Das Anhängen an einen andern Körper hätten aber die letzteren mit den Insekten des gelben Fiebers gemein; allein diese sind wieder von viel gistigerer Natur, da sie auf eine andere Art vermuthlich in der dichten mit faulen Dünsten geschwängerten Luft entstehen. Doch wie gesagt, die Meinung der englischen Ärzte ist eine große Hypothese! — Wir werden vielleicht in einem künftigen Blatte das Urtheil eines deutschen Arztes über das gelbe Fieber mittheilen.

men des Menschen, und anderer Thiere der Fall, nur ist die Gestalt der Thierchen in dem verschiedenen Saamen verschieden, und auch im lebenden Zustande ganz anders als im todten.

Ökonomie.

Bessere Benützung der Erdäpfel.

Da die Erdäpfelente im gegenwärtigen Jahre an den meisten Orten so ergiebig ausgefallen ist, daß man sie gesegnet nennen kann, so ist zu wünschen, daß dieser Segen ganz benutzt, und dadurch das voll ersetzt werde, was die Natur an Kornfrucht eben dieses Jahr sparsamer mitgetheilt zu haben scheint; damit also der bedeutende Überschuß wirthschaftlich behandelt, nicht zwecklos verschleudert, sondern sorgfältig aufbewahrt werde, geben die Schweizer gemeinnützigen Nachrichten folgende Anleitung zur Aufbewahrung:

„Man wasche die Erdäpfel sauber, schäle sie roh, zerstoße das Inwendige etwas kleinlich, schlage dasselbe, wie beym Öhlpressen, in ein gröbliches Leintuch, lege es unter eine Presse, und drücke die wässerichten Theile ganz heraus. Man zerprücke das ausgepresste Mack, und dörre es in einem nur wässrig wärmen Backofen, nach dem Backen des Brotes, oder an der Sonne, oder an einem sonst trocknen Orte.“

„In den erwähnten schweizerischen Nachrichten wird versichert, daß dieses getrocknete Erdäpfelmehl sich mehrere Jahre aufbewahren lasse, ohne zu verderben, zu verschimmeln, oder sonst einen unangenehmen Geschmack zu bekommen, daß man es auf dem Meere nach Indien geführt und zurück gebracht habe, ohne daß es die geringste Anzeige eines Verderbens bemerken ließ.“ — „Auch die aus dem Marke ausgepresste Flüssigkeit kann sehr wohl benützt werden; man vermische sie nämlich mit eben so vielem reinen Brunnenwasser, lasse sie einige Tage stehen, wo sich dann ein sehr feines weißes Semmelmehl auf den Boden des Gefäßes niederschlagen wird. Dieses von dem darüber stehende Wasser durch ein feines Leinentuch abgeseondert, und getrocknet, kann gleich dem besten Semmelmehl, und in allem seinen Backwerke oder auch als Stärke oder Haarbüder, gebraucht werden.“ — „Auch ist der Vortheil angegeben, daß aus den Erdäpfeln, ehe man sie auf die beschriebene Weise in Mehl umwandelt, die Kerne ausgeschnitten, zum Segen (Ausstecken) bey Seite gelegt, und so schon für die nächste Ernte zugleich mit gesorgt werden könne.“

Neuester Modebericht.

Fortsetzung.

Eine Pariser Dame von einigem Ton trägt nun kein Hemde, keinen Unterrock, keinen Schanz, keine Handschne, die sie nicht vorher in ihrem Sultan räucherte. Dieser Sultan ist ein Körbchen, voll Wohlgerüche, bald a la Rose, bald a la Vanille, oder a la Tubereuse, woran man Kleidungsstücke legt, um sie zu parfümiren.

Ehemahls waren die Hüte von Stroh, und die Bänder mit denen man sie festknüpfte, Atlas. Jetzt gerade umgekehrt. Eine Dame von Geschmack bestellt jetzt den Hut von Atlas oder Seide, und die Bänder von Stroh.

Die viereckigen Schwals fangen an den langen zu weichen, die am liebsten von ostindischem Zeug getragen werden, entweder wie eine Scherpe um Schultern und Hüfte geschlungen, oder wie ein Strick um den Hals gekreuzt. —

Die männliche schöne Welt wird dafür keinen Preis, zu Folge dem neuesten Ballkostüme, in seideanen oder kasmirnen Beinleidern in den Tanzsaal eindringen. Schwarze Samt-

hosen und weiße verfarbige seidne Strümpfe sind ein unerlässliches Ballerforderniß für den jungen Herrn, wenn er zu einigen Hoffnungen berechtigten will. Erscheint er auf einem Spaziergang, so darf ein Stock nicht länger an ihm vermischt werden, es müßte denn seyn, daß er den oben erwähnten Sultan zu tragen hätte, in welchem die Präsente für seine Dame am schicklichsten zu überreichen sind. Unter diesen distinguiren sich von Früchten besonders Ananas.

Scherzhafte Aufsätze.

Anekdoten.

König Karl der Zweyte von England hatte verschiedene Lords bey sich, mit welchen er bis in den späten Abend trank. Zuletzt kam Etherege, der wegen seiner witzigen Einfälle berühmt war, herein. „Nun werden wir alle unsere Fehler hören,“ sagte der König. „Nein, wahrhaftig!“ antwortete Etherege, „ich beschwöre meinen Kopf nicht mit Dingen, von welchen die ganze Stadt spricht.“

In England wollte jemand sein Glück bey Hofe zu machen suchen, und wandte sich dieserhalb an den Herzog von Buckingham. Dieser war eben in Ungnade gerathen, welches aber noch nicht öffentlich bekannt war. Der Klient sagte unter andern, daß er auf niemand, als nur auf Gott und Se. Gnaden sein Vertrauen setzen könnte. Der Herzog antwortete: „Dann sind Sie gewiß schlecht daran; denn wir gelten beyde bey Hofe nicht viel.“

Betrachtungen bey zwey Wandlungen.

Die eine gleicht dem Richter Schlicht;
Schmiert man sie nicht, so geht sie nicht.
Die andre gleicht dem Richter Schlecht;
Geht ungeschmiert, doch selten recht.

Der gekrönte Poet.

Von Chloens Reiz bezwungen,
Sang Damis nur von ihr.
Sie ward von Dankbarkeit durchdrungen,
Nahm ihn zum Mann, und krönt ihn nun dafür.